

Forgetting Faith? Negotiating Confessional Conflict in Early Modern Europe

ISABEL KARREMANN
BERNHARD KÖLBL

Der folgende Bericht bietet einen Überblick über die internationale Tagung, die vom 15. bis 17. Juli 2010 im Internationalen Begegnungszentrum der Wissenschaft in München stattfand. Organisiert wurde die Veranstaltung durch die Teilprojekte A 11 »Humanistische Theorie der Musik im Wissenssystem ihrer Zeit: Pluralisierung eines Kunstdiskurses« (Groot/Kölbl) und C 14 »Oblivio: Zur Semiotik und Pragmatik des Vergessens in England um 1600« (Döring/Karremann) sowie dem Kooperationsprojekt »Risikozähmung in der Vormoderne« (Zwierlein). Das Programm sowie das Exposé der Tagung können im Internet unter <http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/archiv/2010/a11c14juli10.html> eingesehen werden.

Im Verlauf der letzten zehn Jahre hat die Erforschung der frühen Neuzeit durch eine »religiöse Wende« eine neue Ausrichtung erfahren. Dieser *religious turn* generierte neue Fragestellungen zu den gesellschaftspolitischen Veränderungen im Europa der frühen Neuzeit sowie ihren kulturellen Auswirkungen – von Auseinandersetzungen über religiöse Doktrinen und Praktiken zur Verfolgung von Anhängern verbotener Sekten. Bislang sind die Fragen religiöser Pluralisierung und die Spannungen zwischen katholischen und protestantischen Positionen, zwischen verschiedenen Sekten oder zwischen staatlicher und kirchlicher Autorität vor allem in Begriffen von Dissens und Eskalation diskutiert worden. Dies war gewiss zum Teil dem Umstand geschuldet, dass religiöse Pluralität vor allem in polemischen Darstellungen von Flugschriften, propagandistischen Traktaten, Hochverratsprozessen oder ekklesiastischer Geschichtsschreibung zum Ausdruck kamen – Texte also, welche jeweils für ihre spezifische Perspektive absolute Autorität reklamierten.

Während solcherart Repräsentationen die Kultur der frühen Neuzeit spiegelten und aktiv gestalteten, machten sie nicht die ganze Bandbreite von verfügbaren Einstellungen zu konfessionellen Konflikten aus. Religiöse Kontroversen spielten zweifelsohne eine zentrale Rolle, doch sie führten nicht immer zu gewaltsamen Auseinandersetzungen um die symbolische und performative Ausgestaltung des Sakralen oder zu einer gesellschaftlichen Lähmung. Tatsächlich schien im Alltag ein

pragmatischer Umgang mit Konflikten zwischen der alten und der neuen Konfession, zwischen religiösen und säkularen Interessen sowie zwischen dem offiziell gebilligten und individuell ausgeübten Glauben die Norm zu sein.

Die Tagung hatte zum Ziel, solche pragmatischen Handhabungen von konfessionellen Konflikten zu untersuchen. Der Titel »Forgetting Faith?« wirft die Frage auf, unter welchen Umständen es möglich oder sogar notwendig war, religiöse Probleme auszuklammern. Mögliche Räume der Unaufmerksamkeit und Strategien der Vergleichgültigung von Glauben zu rekonstruieren bedeutet allerdings nicht, die Frühe Neuzeit wiederum in ein teleologisches Narrativ der Säkularisierung zu überführen. Gerade weil der Glaube noch immer größere Bedeutung hatte als viele andere aufkommende soziale Paradigmen (wie etwa Nationalität oder Rasse), war die Tagung darauf ausgerichtet, spezifische Möglichkeiten zur Verhandlung von konfessionellen Konflikten auszuloten. Angesichts dieser zentralen Rolle der Religion lag das Augenmerk der Beiträge darauf, wie diese Konflikte in textuellen und ästhetischen Darstellungen sowie im alltäglichen Leben gehandhabt wurden. Drei Bereiche schienen dabei besonders relevant zu sein: die performative Verhandlung von religiösen Kontroversen in Theater und Literatur; pragmatische Arrangements in sozialen und ästhetischen Kontexten; sowie das Zusammen- und Gegenspiel von kommerziellen und konfessionellen Verhandlungen.

Der Eröffnungsvortrag von Richard Wilson (Cardiff) präsentierte den Widerhall, den die europäischen Religionskriege in Shakespeares Dramen gefunden hatten. In dieser Zusammenschau erweisen sich die Theaterstücke als ein kritischer Kommentar zu der dringlichen Frage nach dem Glauben und der Möglichkeit oder Notwendigkeit, ihn zu vergessen. In einer bemerkenswerten *tour de force* zeigte Wilson, wie Shakespeares Stücke die konfessionellen Kontroversen in Bezug setzen zu dem Projekt eines entstehenden Nationalstaats und einer nationalen Identität als einer Möglichkeit, die religiöse Spaltung des Landes zu überwinden. Der Beitrag von Jonathan Baldo (Rochester, NY) hob hervor, dass Shakespeares Historien an die Vergangenheit nicht nur erinnern, sondern auch Reflexionen über das Wesen des Erinnerns bereithalten. Mit *Richard II* präsentiert Shakespeare eine Urszene des historischen Bewusstseins, das seine Entstehung in einem traumatischen Verlust hat und dessen Funktion in der Sublimierung eben dieses Verlustes besteht. Nur scheinbar einer getreuen Rekonstruktion der nationalen Vergangenheit verpflichtet, lotet dieses Stück aus, welche Rolle das Vergessen in einer Gesellschaft spielt, deren politischer Begründungsmythos derart eng mit dem brisanten Umstand des Königsmords verflochten ist. Andrea Frisch (Maryland/Nizza) widmete sich in ihrem Beitrag ebenfalls der Verknüpfung von Geschichte und

Nation, die sie anhand der Darstellung der Religionskriege in französischen Tragödien zwischen 1560 und 1640 verfolgte. Sie zeigte, wie die Erfahrung der Religionskriege des 16. Jahrhunderts die thematischen und ästhetischen Entscheidungen der Dichter im 17. Jahrhundert maßgeblich beeinflusste. Vor allem die Darstellung zeitgenössischer Monarchen erwies sich dabei als geprägt von einem strategischen Vergessen in Bezug auf brisante religiöse Positionen und Entscheidungen. Der Beitrag von Ingrid Hotz-Davies (Tübingen) befragte die inneren Mechanismen des Glaubens und fand das Vergessen dort an zentraler Stelle. Glaube ist das Resultat einer enormen Komplexitätsreduktion: Er muss die Grenzen zu dem definieren, was nicht geglaubt werden darf, und diese Grenzen müssen gezogen werden in einem potentiell unendlichen Feld dessen, was momentan geglaubt wird und was in der Vergangenheit und in anderen Kulturen geglaubt werden kann. Hotz-Davies analysierte mit Burtons *Anatomy of Melancholy* einen Text der frühen Neuzeit, der solche klaren Grenzziehungen vorzunehmen versucht, jedoch immer wieder an der schiereren Fülle zeitgenössisch verfügbarer Religionen, Konfessionen und Glaubensinhalte scheitert. Diese Fülle führt schließlich zum Vergessen zurück:

Burtons Text bietet eine reichhaltige Phänomenologie der Glaubensrichtungen, doch der eine zu definierende und verteidigende Glaube wird darüber schließlich vergessen.

Die zweite Sektion widmete sich pragmatischen Arrangements in sozialen und ästhetischen Kontexten sowie in Gelehrten Diskursen. Andrew Spicer (Oxford) nahm in seinem Beitrag eine Erhebung des Jahres 1571, die die Regierung unter den Zuwanderern Londons durchgeführt hatte, als Ausgangspunkt. Nach ihrer Kirchenzugehörigkeit kategorisiert, bildet eine Minderheit der Immigranten von nicht unerheblicher Zahl die Gruppe von Zuwanderern ›of no church‹. Ist die Bedeutung dieses Ausdrucks zunächst neben den Gruppen derjenigen, die einer der Exilkirchen oder der jeweiligen Pfarrkirche angehörten, *ex negativo* zu verstehen, stellte

Spicer Überlegungen an, ob und in wie weit sich in der Kategorie ›of no church‹ Aspekte der konfessionellen Indifferenz auf Seiten der Befragten und der Verschleierung auf Seiten der Befragten wie der Befragter, mithin ein Mittel der Toleranz *de facto* (s.u.), überlagerten. Einige musiktheoretische Texte als Fallbeispiele für die Aufnahme konfessioneller Implikationen in Fachschrifttum behandelte Inga Mai Groote (Zürich). Dabei wurde besonders diskutiert, inwiefern die ursprünglichen Intentionen der Autoren in der Rezeption und durch fachlich-methodische Adaptationen neutralisiert werden konnten, etwa im Fall der Aneignung der (ursprünglich mit einer pro-katholischen Agenda verknüpften) Tonartenlehre Glareans durch protestantische Autoren. Das von Groote skizzierte Bild vom Umgang mit konfessionell ›kontaminiertem‹ musiktheoretischen Schrifttum erfuhr seine Ergänzung um Aspekte praktischen Musizierens und Komponierens im durch Religion bzw. Konfession geprägten Umfeld durch den Beitrag von Philippe Vendrix (Tours), »The Renaissance Musician Confronted with Religious Fragmentation«, in dem kompositorische Strategien der Anpassung, der Dissimulation und Konfrontation in sozialgeschichtlichem Kontext beleuchtet

wurden. Zwei historische Strategien des legislativen Umgangs mit faktisch vorhandener konfessioneller Pluralität innerhalb eines lokal begrenzten Herrschaftsbereichs, ihre Bedingungen, Implikationen und Folgen stellte Benjamin Kaplan (London) vor: In ihren Grundformen, die praktisch durch verschiedene konkrete Ausformungen repräsentiert sind, handelt es sich dabei um religiöse bzw. konfessionelle Toleranz *de iure* auf der einen und *de facto* auf der anderen Seite. Anhand konkreter Beispiele – den Niederlanden sowie den gemischt-konfessionellen Städten des Römischen Reiches deutscher Nation – konnte Kaplan die (zumindest tendenziellen) Folgen der jeweiligen Strategie, Anpassung und Assimilation im einen, religiöse Gruppenbildung in Verbindung mit Separation im anderen Fall, deutlich machen.

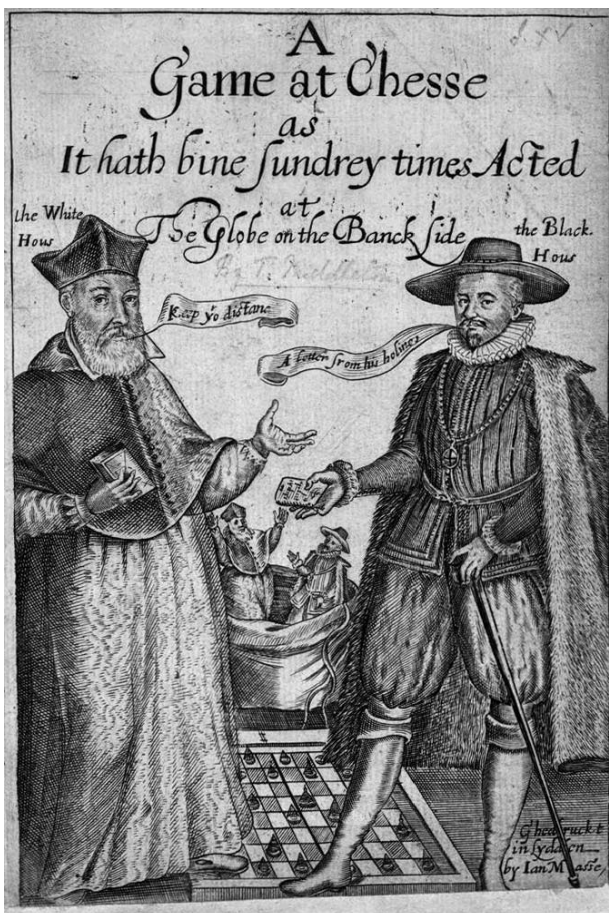


Abbildung 1
Thomas Middleton: ›A Game at Chess‹ (1624), Titelblatt.

Waren damit Modi im Umgang mit konfessioneller bzw. religiöser Differenz innerhalb eines Herrschaftsgebiets beschrieben, so richtete Andrea Weindl (Mainz), mit dem Blick auf die Organisation des Seehandels zwischen dem reformierten England und dem katholischen, gegenreformatorischen Spanien, den Fokus auf pragmatische, transnationale Versuche, unter dem Druck wirtschafts- und machtpolitischer Erwägungen konfessionelle Konfliktpotentiale in Teilbereichen zu minimieren. Das von Weindl dargestellte Fallbeispiel erweiterte Thomas Weller (Mainz): Hatte die ›Einheit des Glaubens‹ gerade für das frühneuzeitliche Spanien mit seinem zersplitterten Machtbereich und seinen Kolonien in der Neuen Welt nachgerade staatskonstitutive und staaterhaltende Bedeutung, so nötigte die Internationalität des Handels zu moderateren Möglichkeiten im Umgang mit konfessioneller Differenz, die für neue Konfliktpotentiale zwischen innerspanischen Interessengruppen – der Inquisition und den am Handel interessierten spanischen Autoritäten – hervorriefen.

Insgesamt erwies sich die Tagung und vor allem der gewählte Fokus auf das Vergessen als ein Ensemble von diskursiven, ästhetischen und gesellschaftlichen Praktiken als sehr fruchtbar. Grundsätzliche konzeptuelle Überlegungen zum kulturellen Vergessen und seinen Funktionen sowie eine historische und disziplinäre Einordnung des Konzeptes wird die Einführung (Isabel Karremann, Cornel Zwielerin und Inga Mai Groote) zu dem Sammelband leisten, der im Herbst 2011 bei De Gruyter erscheinen wird. Für diesen Band sind weitere Beiträge eingeworben worden. So rekonstruiert Cornel Zwielerin (Bochum) eine politische Theorie des Vergessens im Italien des 16. und 17. Jahrhunderts. Ausgehend von Machiavellis Überlegungen zum Vergessen von und durch Religion in den *Discorsi* stellt Zwielerin zunächst fest, dass die hier angelegte Theorie des Vergessens von zeitgenössischen Kommentatoren wie von Wissenschaftlern weitgehend ignoriert wurde. Einzig Scipione Ammiratio erkannte in seinen *Discorsi sopra Cornelio Tacito* (1607) die Bedeutung des Vergessens als formierende Kraft von Gesellschaft und damit als wichtiges Anliegen einer Staatenlehre an und widmete ihm ein ganzes Kapitel, das in dem Band im Original abgedruckt wird. Freya Sierhuis (München) untersucht die Debatten um religiösen Frieden in den Niederlanden, wo der Flickenteppich unterschiedlicher Konfessionen und Sekten Toleranz zu einer dringlichen Frage machte. Der Aufsatz gibt Einblick in die Mechanismen religiöser Koexistenz, wie sie in den politischen Schriften von Grotius und seinen Anhängern zwischen 1610 und 1619 formuliert wurden. In einem zweiten Schritt diskutiert Sierhuis, wie diese Vorstellungen im dramatischen Werk von Vondel in den späten 1630ern aufgegriffen und weiterentwickelt wurden. Stephan Schmuck (Cork) widmet sich ebenfalls dem Gedanken der Toleranz, nun zwischen den religiösen und kulturellen Räumen Europas einerseits und des

Orients andererseits. Anhand von Berichten englischer Reisender ins ottomanische Reich analysiert Schmuck Formen praktischer und textueller Dissimulation als der bevorzugten Strategie, sich an religiöse Gepflogenheiten des Orients anzupassen ohne den christlichen Glauben ganz aufzugeben. Das Nachwort von Jane Newman (Irvine) schließlich bringt diese frühneuzeitlichen Handhabungen von konfessionellen Konflikten in Dialog mit den Herausforderungen religiöser Pluralität an den (post)modernen Staat. In kritischer Auseinandersetzung mit der These, wir befänden uns in einem »post-Westfälischen Moment« der völligen Trennung von Staat und Religion, zeigt sie auf, wie verschlungen diese Bereiche auch im Gründungstext des modernen Nationalstaats, dem Westfälischen Vertrag von 1648, bleiben. Anstatt den Glauben vergessen zu machen, so Newman, bietet der Vertrag ein komplexes Modell für den politischen Umgang mit religiösen Konflikten, aus dem wir heute noch nützliche Lehren ziehen können.